

BEITRÄGE ZUR TEXT-, ÜBERLIEFERUNGS-
UND BILDUNGSGESCHICHTE 5

Gabriella Rovagnati

Studien zur österreichischen Literatur: Von Nestroy bis Ransmayr



PETER LANG
EDITION

Vorwort

„Ich will meine Werke auch sammeln und h'rausgeben. Es hat mich zwar, wie sonst wohl zu geschehen pflegt, kein Mensch drum gebeten, und ich weiß besser als irgendein geneigter Leser, wie wenig dran verloren wäre wenn meine Werke so unbekannt blieben als ich selbst bin [...].“¹ Diese Worte des Dichters Matthias Claudius sind auch geeignet, mein Vorhaben zu beschreiben.

In diesem Band sind Aufsätze versammelt, die im Laufe der Jahre aus verschiedenen Anlässen entstanden sind. Manche waren gleich ursprünglich auf Deutsch erschienen, von anderen gab es eine frühere italienische Fassung, wieder andere erscheinen hier zum erstenmal.

Die italienischen Arbeiten sind von mir ‚verdeutsch‘ worden. Bewußt vermeide ich in diesem Zusammenhang das Wort ‚übersetzen‘, denn sie sind einer beträchtlichen Umformulierung unterzogen worden, teils um inhaltliche Wiederholungen zu vermeiden, teils um der rhetorischen Redundanz zu entgehen, die das Italienische aus Gründen der sprachlichen Eleganz fordert, die auf Deutsch jedoch ‚gestelzt‘ klingen könnte, teils auch weil die Vorlage geändert oder ergänzt worden ist.² Auf eine systematische inhaltliche oder bibliographische Aktualisierung ist jedoch verzichtet worden.

Der Leitfaden, der die Aufsätze vereint, ist die Herkunft der behandelten Schriftsteller aus dem ehemaligen habsburgischen Raum oder dem ihm nachfolgenden Österreich der Nachkriegszeit. Die Studien sind chronologisch geordnet und betreffen eine Zeitspanne von etwa anderthalb Jahrhunderten: von Johann Nestroy, der 1801 zur Welt kam, bis zu Christoph Ransmayr, der 1954 geboren wurde. Nicht jedem Schriftsteller ist ein gleich großes Interesse eingeräumt. Zu Nestroy enthält das Buch fünf Beiträge. Einer davon ist einem eher allgemeinen Porträt des Wiener Theatermanns gewidmet, der das traditionelle Volksstück erneuert hat und dessen Persönlichkeit in jeder Hinsicht im Zeichen der Überspanntheit stand. Die anderen

-
- 1 Matthias Claudius: *Sämtliche Werke*. Nach dem Text der Erstausgaben (Asmus 1775–1812) und den Originaldrucken (Nachlese) samt den 10 Bildtafeln von Chodowiecki und den übrigen Illustrationen der Erstausgaben. Verantwortlich für die Textredaktion: Jost Perfaßl. Mit einem Nachwort und einer Zeittafel von Wolfgang Pfeiffer-Belli sowie Anmerkungen und Bibliographie von Hansjörg Platscheck. München: Winkler 1969, S. 10.
 - 2 Vgl. die editorische Notiz S. 341–343. Auf eine systematische inhaltliche oder bibliographische Aktualisierung ist jedoch verzichtet worden: das ganze Spektrum der inzwischen erschienenen Primär- wie Sekundärliteratur von und zu den hier behandelten Autoren ist nicht vollständig berücksichtigt worden.

vier behandeln verschiedene Stücke, die paradigmatisch sein ganzes Theaterschaffen abdecken: es reicht von der frühen Aschenputtel-Parodie *Nagerl und Handschuh* bis zum letzten Stück, in dem Nestroy kurz vor dem Tod noch spielte, der „Faschings-burleske“ *Häuptling Abendwind*, die durch eine drollige Wendung des Kannibalis-mustabus den Hochmut des Kolonialismus attackiert. Die Studien entstanden u. a. aus dem Wunsch, diesen Dichter, den „Aristophanes aus Österreich“, auch in Italien einzuführen, wo er beim Theaterpublikum völlig unbekannt und von der Germanistik unbeachtet geblieben ist. Ein internationales Kolloquium in Mailand 2001 zu Nestroys 200. Geburtstag, eine Leseaufführung mit Gesang in italienischer Sprache in der Schule des Piccolo Teatro und die Veröffentlichung von zwei bis dahin auf Italienisch noch nicht vorhandenen Einaktern haben gezeigt, welche Schwierigkeiten die Sprachdichte dieses Autors einer weiteren Verbreitung seines Werks bereitet.

Den Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert bildet in diesem Band eine Studie zum Erfolg der Lebensgeschichte Giacomo Casanovas als Sujet bei den österreichischen Dichtern des vorigen Fin de siècle. Das Werk des Venezianers wurde zum Modell der beliebten Figur des Abenteurers, der, als Sinnbild für eine prekäre Welt, zuerst den Hang zum hedonistischen ‚carpe diem‘ vor dem Ersten Weltkrieg, dann den ‚Schwindel‘ vor dem Bankrott der dreißiger Jahre verkörperte. Zu den Autoren, die sich von der Figur Casanovas faszinieren ließen, gehört an vorderer Stelle auch der Wiener Hugo von Hofmannsthal. Der bedeutende, aus Görz gebürtige, Übersetzer Ervino Pocar begann seine langjährige Tätigkeit gerade mit der Übersetzung von Hofmannsthals Kleinem Drama *Tizian*. Das Zustandekommen dieser Übertragung wird hier mit neuen Quellen dokumentiert.

Obwohl er sich nicht mit dem klassischen Casanova-Typ identifizieren läßt, da ihm die gelassene Fröhlichkeit des Abenteurers fehlte, hatte auch der Prager Dichter Rainer Maria Rilke bekanntlich zahlreiche Beziehungen unterschiedlichster Art zu Frauen. Daß es sich nicht unbedingt immer um erotische Freundschaften handelte, zeigt der Beitrag in diesem Band, der sich mit dem Verhältnis Rilkes zu Mailand befaßt, das hauptsächlich mit seiner Bekanntschaft mit der Herzogin Aurelia Gallarati-Scotti zusammenhing. Auch die erste, wie es scheint verschollene, Übersetzung des *Cornets* durch Cecilia Braschi entstand in Mailand. Freilich trug auch der publizistische Eifer der Mailänderin Lavinia Mazzucchetti zur Bekanntmachung des Prager Dichters in Italien erheblich bei. Italien war für Rilke seit frühester Jugend ein geliebtes Land, wohin er sich gern flüchtete und mit dessen Literatur und Sprache er vertraut war, wie seine frühen, freilich eher noch unbeholfenen Übersetzungsproben aus dem Italienischen bezeugen, um die sich der erste Rilke-Aufsatz des Bandes dreht.

Stärker als zu Italien war jedoch Rilkes Beziehung zu Frankreich. Der Diplomat Harry Graf Kessler berichtet in seinem Tagebuch unter dem Datum vom 21. De-

zember 1907 von einem Gespräch, das er und der Verleger Alfred Walter Heymel mit Rilke in Bremen führten. Dabei hätte der Dichter gemeint:

[er] habe doch nie in Italien das Gleiche empfunden wie in Paris; vielleicht weil der Italiener gleich wieder übertreibt, sich zur Schau stellt. Das thut der Pariser nicht; die Klarheit in Paris giebt die Zurückhaltung im Ausdruck und auch die Zurückhaltung der Menschen gegeneinander [sic!]: die Menschen sind dort von einander so klar geschieden wie anderwärts die Dinge. Und das macht es möglich, ihre Traurigkeit zu ertragen.³

Rilkes längerer und oft unterbrochener Aufenthalt in Paris vor dem Krieg stand nämlich immer im Zeichen der Ambivalenz, was sich mit zahlreichen biographischen Dokumenten belegen läßt.

Nicht alle Dichterkollegen mochten die ätherischen Verse Rilkes. Hofmannsthal z. B. meinte, es sei dabei „so, wie wenn alle Blumen zu stark dufteten, alle Speisen zu stark schmeckten.“⁴ Rilke nicht gewogen war auch Hofmannstahls enger Freund Rudolf Alexander Schröder; und Benno Geiger, Hofmannsthals Nachbar in Rodaun, fand Rilke einfach affektiert und unerträglich.

Ein Rilke-Verehrer der ersten Stunde war dagegen Stefan Zweig, dessen, hier in zwei Studien untersuchte, weitgespannte Interessen sich u. a. auch auf die Kultur des elisabethanischen Zeitalters und auf die russische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts erstreckten. Eigens behandelt werden ferner die Haltung des politisch naiven und auch opportunistischen Zweig gegenüber dem italienischen Faschismus sowie das Engagement Lavinia Mazzucchettis, Zweigs offizieller Übersetzerin in Italien, aus deren Feder auch die erste berechnete italienische Übertragung des postum erschienenen Erinnerungsbandes *Die Welt von gestern* stammte.

Ein enger, fast gleichaltriger Freund von Stefan Zweig war der schon erwähnte Kunsthändler und Übersetzer Benno Geiger, von dem u. a. eine Übertragung Dantes existiert. In seinen weitgespannten, unter dem Titel *Memorie di un Veneziano* nur auf Italienisch erschienenen, Erinnerungen, räumt Geiger Zweig viel Platz ein, läßt aber auch die Schwächen des Freundes nicht unerwähnt, wie etwa dessen politische Kurzsichtigkeit oder dessen Neigung zum Exhibitionismus in jüngeren Jahren. Die Beziehung zwischen Zweig und Geiger illustrieren zahlreiche Briefe, die noch unveröffentlicht in der Fondazione Cini zu Venedig liegen, deren Publikation Geigers Tochter, Elsa Arié, seinerzeit verbot. Dasselbe gilt kurioserweise auch für die sporadische Korrespondenz mit Hofmannsthal, die Geiger selbst in seinen Memoiren in eigener

3 Harry Graf Kessler: Das Tagebuch: 1880–1937. Hrsg. von Roland S. Kamzelak und Ulrich Ott. Stuttgart: Cotta. Bd. 4: 1906–1914. Hrsg. von Jörg Schuster unter Mitarb. von ... 2: 1880–1937, S. 391.

4 Ebd., S. 557 (Weimar, 9. Februar 1909).

Übersetzung bereits wiedergegeben hat. Der vielseitige Geiger, der übrigens auch ein eifriger Dichter war, der sein Leben lang vergeblich um Anerkennung warb, teilte mit dem erfolgreichen Autor Stefan Zweig die abgöttische Verehrung für Hugo von Hofmannsthal, der jedoch in beiden Fällen diese Art von Zuneigung unerwidert ließ.

Prager wie Rilke war auch Franz Werfel, der vor der Begegnung mit Alma Mahler-Gropius, die ihn dann in dritter Ehe heiratete, eine Liebesgeschichte mit der Prager Krankenschwester Gertrud Spirk hatte. Diese Beziehung dokumentieren die hier in Auswahl zum erstenmal mitgeteilten Briefe Werfels, die im Deutschen Literaturarchiv zu Marbach a.N. verwahrt sind. Während des Kriegs war Spirk Werfel in den Monaten an der Front eine Stütze und eine Hilfe. Das Verhältnis bot jedoch dem Dichter das Feuer der Leidenschaft nicht, das er dann an der Seite von Alma Mahler erlebte. Vor dem Krieg bearbeitete Werfel für die deutsche Bühne die Anti-Kriegs-Tragödie *Die Troerinnen* von Euripides mit einem Ergebnis, das ästhetisch viel zu wünschen übrig läßt. Origineller ist die die ironisch-komische Erzählung *Das Trauerhaus*, in der das Thema Krieg in ein Prager Bordell verlegt wird. Werfels Begeisterung für Giuseppe Verdi führte ihn zur Niederschrift des „Romans einer Oper“, in dem der deutschen, trüben Musik Wagners die sonnig-südländische des italienischen Komponisten gegenübergestellt wird.

Werfels Frau persönlich kennenzulernen hatte in den dreißiger Jahren in Wien Elias Canetti noch die Gelegenheit gehabt. Die „ziemlich große, allseits überquellende Frau, mit einem süßlichen Lächeln ausgestattet und hellen, weit offenen, glasischen Augen“⁵, wie er sie in dem Band *Das Augenspiel* aus seiner Autobiographie beschreibt, fand er entsetzlich. Dafür verliebte er sich aber in Mahlers Tochter Anna, die seine Gefühle jedoch nicht erwiderte. Gleichfalls in jener Zeit entstand Canettis einziger Roman *Die Blendung*, der eine Fülle von Spuren aus dem *Don Quijote* von Cervantes aufweist. Wie Canetti, ein Autor sephardischer Herkunft, aus dem großen Spanier schöpfte und seinen Roman mit einem Brand abschloß, so wurde er selber zu einem der Vorbilder W.G. Sebalds, in dessen Prosa das Thema Feuer gleichfalls eines der Leitmotive darstellt.

Die Blendung nahm Thomas Bernhard zum Anlaß, Canetti 1966 für den Bremer Literaturpreis vorzuschlagen. Ihm war ein Jahr zuvor derselbe Preis verliehen worden, so daß er als Mitglied in der Jury ein Vorschlagsrecht besaß. „Mehrere Male“, berichtet er, „sagte ich das Wort ‚Canetti‘ und jedes Mal hatten sich die Gesichter an dem langen Tisch wehleidig verzogen. Viele an dem Tisch wussten gar nicht, wer Canetti war, aber unter den wenigen, die von Canetti wussten, war einer, der plötzlich, nachdem ich wieder Canetti gesagt hatte, sagte: aber der ist

5 Elias Canetti: *Das Augenspiel. Lebensgeschichte 1931–1937*. München: Hanser 2004, S. 52.

ja *auch* Jude. Dann hatte es nur noch ein Gemurmel gegeben und Canetti war unter den Tisch gefallen.“⁶

Der Vorschlag war ausnahmsweise keine der für Bernhard so charakteristischen Provokationen, da er Canettis Roman für ein „geniales Jugendwerk“ hielt. Daß Bernhard jedoch ansonsten gern den Skandal suchte, bezeugt sein Schaffen, vor allem das dramatische, aus dem hier drei Stücke beispielhaft behandelt werden, in denen die Protagonisten jeweils verrückte „Geistesmenschen“ sind. Ein Merkmal von Bernhards Werk ist die Österreich-Beschimpfung, die danach auch von Autoren der jüngeren Generation weitergepflegt wurde. Die tödliche Engstirnigkeit der österreichischen Provinz mit ihrer Verlogenheit und Brutalität prangert ausdrücklich der Roman *Schöne Tage* von Franz Innerhofer an. Der Autodidakt machte mit diesem Prosawerk in den späten siebziger Jahren für kurze Zeit Furore, gelangte jedoch zu keinem weiteren Erfolg und nahm sich, noch nicht sechzigjährig, das Leben. Ist bei Innerhofer die Natur eine Stiefmutter, wie die Frau, von der der junge Protagonist seines Romans aufgezogen wird, so übernimmt die Natur noch bedrückendere Züge in den Prosawerken Christoph Ransmayrs. Wie Innerhofer mit seinem Buch *Schöne Tage* erregte Ransmayr vor allem mit seinem Roman *Die letzte Welt* ein breites Aufsehen. Beiden Schriftstellern wurde dagegen in Italien kaum Beachtung beschert. Dies sind zwei Beispiele für die Abhängigkeit des literarischen Erfolgs nicht nur von Moden und momentanem Kulturbetrieb, sondern auch von vielfältig vorgeprägten Mentalitäten und unterschiedlich ausgebildetem Geschmack.

Dieses Buch ist ein Beitrag zur „Austriazistik“, wenn es denn eine solche überhaupt gibt, aus der Feder einer Italienerin, die sich absichtlich des modischen Theoretisierens enthält und ‚Wunderworte‘ vermeidet, wie sie in der heutigen Textanalyse geläufig sind – und das gern auf das Risiko hin, eines ‚unzeitgemäßen‘ Positivismus geziehen zu werden. Als wäre nicht immer und überall z. B. die biographische Forschung, wenn auch nicht die hinreichende, so doch die notwendige Voraussetzung zum Verständnis literarischer Texte – natürlich nicht für die naive Lektüre, sondern für eine literaturgeschichtlich fundierte.

Aus Erfahrung weiß ich, daß besonders das ‚Wiener Blut‘ nicht nur rot oder blau, sondern auch „giftgrün“⁷ sein kann. Das nehme ich aber gern in Kauf und halte mich strikt an die Empfehlung George Taboris: „Liebe deine Kritiker wie die sich selbst.“⁸

6 Thomas Bernhard: *Meine Preise*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009, S. 47 f.

7 George Tabori: *Wiener Blut*. In: ders.: *Betrachtungen über das Feigenblatt*. Ein Handbuch für Verliebte und Verrückte. Aus dem Amerikan. von Ursula Grützmacher-Tabori. München: Hanser 1991, S. 75–77: „Blut ist rot oder – ach ja, die gute alte Zeit – gelegentlich blau. In Wien hingegen ist es giftgrün.“ So sprach der Herr in der Herrengasse, in Tracht gewandet, einen Dackel an der Leine.“

8 Ebd., S. 154.

